

## Genie oder Scharlatan

Steffen Mensching stellt einen Schriftendeuter ins Zentrum seines Jahrhundertromans, der in Stalins Lager führt.

VON MICHAEL ERNST

Gut zwölf Jahre hat Steffen Mensching an diesem Roman gearbeitet. Es ist ein Buch, das dokumentarischen Anspruch erhebt, Hunderte von authentischen Namen aufweist, einer berühmten Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts nachspürt und reale Zeitgeschichte widerspiegelt. Die Fakten, um die es geht, sind erschütternd bekannt. Der Roman „Schermanns Augen“ führt in den beißenden Frost des Stalinismus, in die tödliche Kälte sowjetischer Lager.

Ausgerechnet einen jungen deutschen Kommunisten hat es dahin verschlagen. Otto Haferkorn, vor dem aufkommenden Faschismus aus Berlin geflohen und via Prag in Moskau gelandet, wollte am Aufbau der Zukunft mithelfen und fiel den „Säuberungen“ zum Opfer. Er wurde wegen seiner Kontakte zu namhaften sowjetischen und ausländischen Journalisten als Trotzkist angeklagt. Dieser Verdacht wog seinerzeit schlimmer als ein Mordverdacht.

Otto Haferkorn, reichlich naiv und unerfahren, nach der Tortur furchtbarer Verhöre in der Moskauer Geheimdienstzentrale Lubjanka aber auch völlig verängstigt, begegnet in der Krankenbaracke des Gefangenenlagers einem alten Juden aus Polen: Rafael Mauritzowitsch Schermann. Der hat es faustdick hinter den Ohren. Schermann entpuppt sich als Graphologe, der aus Handschriften Charaktere und Schicksale deutet. Nicht nur der Lagerkommandant interessiert sich für ihn.

### Eine immense Recherchearbeit

Es muss eine immense Recherchearbeit gewesen sein, um dem echten Schermann so nahezukommen. Denn im Gegensatz zu Haferkorn hat es ihn tatsächlich gegeben. Raphael Hirsch Schermann, 1874 in Krakau geboren, war Versicherungskaufmann und diente im Ersten Weltkrieg in der österreichischen Armee. Er befasste sich schon in seiner Jugend mit Graphologie, hielt Vorträge und war mit so ziemlich allen Größen des europäischen Geisteslebens bekannt, mit einigen wie Else Lasker-Schüler, Oskar Kokoschka und Adolf Loos auch befreundet. Mit ihm zieht Stefan Zweig „Welt von gestern“ ins Lager ein. Schermann war ein Faszinosum, ein Filou, dem der 59-jährige Mensching auf die Schliche kommen wollte. Mehrfach zitiert der Autor aus dem Buch von Oskar Fischer „Experimente mit Raphael Schermann“ aus den Zwanzigerjahren. Schon damals stand die Frage, ob der Schriftendeuter ein Genie oder ein Scharlatan sei.

Nur wenig kann gegensätzlicher sein als der mondäne Westen, in dem Schermann verkehrte und gefeiert wurde, und die Absurdität des verordneten Misstrauens im sibirischen Lager. Dennoch werden sowohl die Berliner, Pariser und Wiener Salonszene als auch das Arbeitslager detailge-



Ein Soldat bewacht Gefangene auf dem Weg in den Gulag. In einem solchen Arbeitslager könnte Schermann gehaust haben. Steffen Mensching kontrastiert die tödliche Tristesse mit der mondänen Welt der Zwanzigerjahre, die Schermanns Künste feierte. Foto: Imago

nau beschrieben – Steffen Mensching nutzt dazu einen beinahe genialen Trick und lässt Schermann ausschweifend in Verhören zu Wort kommen. Der wehrte sich dagegen, ein Hellscher genannt zu werden, und bestand auf Graphologie. Denn schließlich fand er einst sogar Anerkennung bei Karl Kraus, einem der größten Skeptiker seiner Zeit, und wurde auf Vortragsreisen auch in den USA gefeiert. Mit welcher Raffinesse er vorging, verrät er nur Otto Haferkorn, mit dem er in bizarre Abhängigkeiten gerät.

Menschings Jahrhundertroman ist von einem grandiosen Erzählstil geprägt. Der Autor ist seit zehn Jahren Intendant am Theater Rudolstadt und hat auch als Liedermacher und Lyriker einen Namen. Jetzt liest man sich beinahe atemlos durch das spannende, immer wieder von Überraschungen geprägte Geschehen, spürt den

Dialogen nach, die ohne Anführungszeichen auskommen und trotzdem im Ohr klingen, fühlt die Ängste, den Hunger, die Kälte, atmet auf, wenn hier und da ein Hauch von Menschlichkeit zu spüren ist.

Doch selbst im Lager gibt es nicht nur militärische Machtwillkür und glaubensvolle Orthodoxie kommunistischer Parteipolitik, sondern einen „Staat im Staate“, die Baracke der Kriminellen. Bei aller Drastik lebt der Roman von bitterer Ironie, fahlem Sarkasmus und oft absurden Wendungen. Otto Haferkorn, in Moskau der hinreißenden Französin Maria Osten verfallen, verhilft im Lager just der Braut des obersten „Paten“ zur gewünschten Schwangerschaft.

„Schermanns Augen“ ist ein bereicherndes Buch, auch wenn man Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“ gelesen hat und sich an „Die Ästhetik des Wider-

stands“ von Peter Weiss erinnert fühlt. Längst nicht alle Namen und Hinweise aus Schermanns Welt mag man parat haben, wo nicht, lohnt es sich, nachzuschlagen. Mancher Leser wird dann stutzen, wenn gleich im zweiten Kapitel der Nowodewitschi-Friedhof von der Moskwa an die Wolga verlegt wird.

Bedeutend aber ist dieser Roman auch deshalb, weil er schmutzige Machtpolitik und die Verführbarkeit der Massen zeigt, das Entsetzen über den Hitler-Stalin-Pakt etwa, dem am 22. Juni 1941 der Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion gefolgt ist. Auch das hatte Rafael Schermann kommen sehen. Der reale Schermann ist vermutlich 1943 in einem sowjetischen Lager ums Leben gekommen.

■ Steffen Mensching: Schermanns Augen. Wallstein Verlag, 820 Seiten, 28 Euro

## Derevo plant eine Tanz-Schule

Wenig Geld, aber viele Ideen: Die Dresdner Truppe sieht das Aus in Hellerau als Chance.

VON MARCEL POCHANKE

Nach der Streichung der Kulturförderung durch die Stadt Dresden und dem Wegfall von Hellerau als Aufführungsort muss sich das Tanztheater Derevo jetzt beinahe neu erschaffen. Nicht, was die Idee vom intensiven Körpertheater angeht, nicht, was die tänzerisch-bildschweren Botschaften betrifft. Er habe keinen Moment an seiner Kunst gezweifelt, sagt Derevo-Begründer Anton Adasinskiy.

Derevo suchte neue Spielorte und wurde fündig: Künftig wird man die getanzten Fragen an unser Herkommen und Sein vor allem im Dresdner Societaetstheater sehen. Adasinskiy weiß, dass er sich dort ein neues Publikum erst erschaffen muss. Zunächst führt er sein erfolgreiches Solostück „Der letzte Clown auf Erden“ zweimal im Oktober auf. Zu sehen ist das Stück auch schon am Donnerstag im Boulevardtheater – es gehöre auf eine große Bühne, sagt der Kopf von Derevo. Dass er in den kommenden Wochen stets solo auftritt, sei nicht den geringen Mitteln geschuldet. Es gehe ihm um das Persönliche, Poetische, das im „letzten Clown“ so stark zutage tritt. Zugleich fehle dem Soloabend die Schwere anderer älterer Derevo-Produktionen. Daran werde er sich derzeit nicht wagen, weil das Publikum das eher Leichte suche, so Adasinskiy: „Jede Zeit hat ihre eigene theatrale Stimme“.

Dass die von Derevo nicht verstummt, dafür soll künftig eine eigene private Schule sorgen. Der Projektantrag dafür liegt bereits im Kulturamt der Stadt. Der Derevo-Stil soll in Dresden weitergegeben und weiterentwickelt werden, die Tanzschüler aus aller Welt die Bühnen der Stadt bereichern, wünscht sich Adasinskiy. „Große Namen als Pädagogen habe ich“, sagt er. Der Rest ist eine finanzielle Frage. Angesiedelt wäre sie zunächst im Studio des Festspielhauses Hellerau, wo Derevo nach wie vor probt – als Mieter. Bühnen der Stadt wären Klassenzimmer und Aufführungsort zugleich. Im Frühjahr soll ein erster Intensiv-Workshop stattfinden, mit einer öffentlichen Präsentation zum Abschluss.

Zuvor aber plant Derevo ein dreitägiges Fest im neuen Domizil. 25 Jahre in Dresden werden vom 15. bis 17. November mit einem neuen Solostück, Konzerten und Improvisationen gefeiert. „Wenn das Geld reicht, kommen alle, die jemals mit uns zusammengearbeitet haben“, sagt Adasinskiy.

■ „Der letzte Clown auf Erden“ am 6.9., 19.30 Uhr im Boulevardtheater, Karten: 0351 26353526 sowie 5. und 6.10., je 20 Uhr im Societaetstheater. Karten: 0351 8036810

## Der Osten. Der Westen.

Die neuen Konflikte einer globalisierten Welt brauchen auch eine neue Sprache.



Stadtschreibers Sicht  
VON KURT DRAWERT

Wenn ich im Osten das Wort „Osten“ höre, weiß ich nicht mehr, was es mir sagt. Der Osten als Synonym eines anderen Gesellschaftssystems mit seinen fatalen Utopien und Verwerfungen kann heute, drei Jahrzehnte später, nicht mehr gemeint sein. Denn schon ab jener nicht mehr existenten, sich mir aber dennoch immer wieder in Erinnerung bringenden Grenze bei Eisenach auf der Autobahn Richtung Dresden überkommt mich ein Gefühl, wie ich es früher nur kannte, wenn ich von Dresden oder Leipzig nach Frankfurt am Main fuhr: in den Westen zu kommen. Die Straßen werden breiter, ruhiger, besser befahrbar. Die Städte sind in einer Weise restauriert oder neu aufgebaut worden, dass man sie, die Bilder von früher vor Augen, nicht wiedererkennt.

Aber auch das Wort „Westen“ steht nicht mehr für das, was es einmal bedeutet haben mag: das Bessere, Schöner, Modernere zu sein. Es gibt verfallene Gebiete, verkommene Stadtteile, Leerstand und Armut. Und, wenn ich auch das kurz erwähnen darf: Es gibt einen um vieles größeren Anteil an Migranten und Ausländern als im sogenannten Osten. Nun mag es in Mecklenburg-Vorpommern oder Sachsen-Anhalt schon wieder anders aussehen, und noch einmal anders auf dem Land als in den Städten – aber darum geht es mir jetzt nicht.

Es geht um die Hinfälligkeit der historisch gewordenen Bedeutungskontexte, die sich an die Begriffe von Osten und Westen jenseits ihrer geografischen Zuordnung binden. Vielmehr haben wir es mit neuen politischen und kulturellen Konstitutionen

zu tun, die sich in die alten Synonyme hineinbringen lassen, ohne sie tatsächlich zu füllen. So kann ich wirklich nicht sagen, was am Osten der Osten und am Westen der Westen ist – es sind Mischgefühle, Ambivalenzen, Überschneidungen von Erinnerung, Erfahrung und aktuellem Geschehen. Einiges ist besser, einiges schlechter, einiges schlicht überlebt.

Die Furcht, es könnte wieder etwas verloren gehen von dem, was man nun endlich besitzt – und die die zum Teil massiven Ressentiments vor allem Fremden und Anderen gegenüber vielleicht auch erklärt –, mag eher hierher gehören als nach Frankfurt oder Köln. Dann aber werden wieder Konfliktfelder kenntlich, die keine getrennte Geschichte mehr haben und Produktionen eines gleichen Landes, oder besser noch, einer einzigen, in ihrem Globalisierungszusammenhang unauflösbar ineinander verflochtenen Welt sind.

Dieses politische und kulturelle Gewebe hat, bei aller regionalen und historisch bedingten Verfärbung, eine neue Sprachsubstanz nötig, neue Begriffe, die etwas Neues zur Vorstellung bringen, das lange schon da, noch nicht aber verstanden ist.

Andernfalls geschieht, was ich nun auch erleben musste, in Dresden, an einem der schönsten Plätze der Stadt, an einem schönen Montagabend im sanften Licht der späten Sonne. Ich laufe meinen Lieblingsweg von Pieschen an der Elbe entlang bis zum Theaterplatz hin, vorbei an kleinen

Bars, Sportclubs und Restaurants, am Japanischen Palais und dem Westin Bellevue, den Blick auf die Silhouette der Altstadt gerichtet mit Albertinum und Brühlscher Terrasse, Hof- und Frauenkirche, Augustusbrücke und Italienischem Dörfchen, wie in einem Rausch der Bilder mich fragend, was nun herrlicher sei: dieser Anblick oder das Gemälde von Canaletto, auf dem er verewigt worden ist.

Und dann, plötzlich, eine Menge von Menschen, die sich versammelt, zahlreicher wird, Transparente entfaltet, Angela Merkel in einer Reihe mit Walter Ulbricht und Erich Honecker: „Die Raute muss weg“, feindlich, affektiv übersteuert und bis in die Körpersprache hinein mit Hass angefüllt gegen wahrscheinlich alles und jeden. Dazu aus den Lautsprechern von der Tribüne eine von Pathos getragene Musik, die an den Einlauf des Champions zur Verteidigung des Weltmeistertitels im Boxen erinnert. Die Präsenz der Polizei ist allgegenwärtig, aber eher damit beschäftigt, eine um vieles kleinere Gegenbewegung in einem begrenzten Areal festzuhalten, als der Versammlung auf dem Platz im Wege zu sein, die alsbald loslaufen und sich wild aller besetzten Symbole bedienend rufen wird: „Wir sind das Volk!“

Dann fallen Worte wie „Menschenmaterial“ und „Wohlfahrtstourismus“. Es ist eine solche Unansprechbarkeit in diesem Durcheinander von Terminologien und Diskursen, dass einem nur übel und angst werden kann. Ebenso aber ist die Empörung ein Potenzial, das einen Ursprung, einen Anlass, einen Grund haben muss, der vielleicht auch zurück in jene Zeit führt, in der dagegen zu sein nicht so billig zu haben war wie heute – dank auch jener Demonstranten vor fast dreißig Jahren.

■ Der Schriftsteller Kurt Drawert lebt in Darmstadt und arbeitet bis Dezember als Stadtschreiber in Dresden.

## Erst säuseln, dann freidrehen

In der ausverkauften Dresdner „Garde“ sangen Männer Cluesos Hits mit, wollten Frauen gleich Kinder von ihm, wurden die abwesenden Puhdys bejubelt.

VON ANDY DALLMANN



Der Erfurter Sänger Clueso weiß, wie man Fans auf Trab bringt. Foto: Star-Media

Erst brannte es in der „Jungen Garde“, dann wurde das Feuer auf ganz natürliche Weise gelöscht. Allerdings blieben diverse Schwelbrände, die sich übers halbe Land verbreiteten. Für das seit Wochen ausverkaufte Konzert von Clueso hatten manche Fans weite Wege auf sich genommen, dürften den Trip nach Dresden aber kaum bereut haben. Feierte der Erfurter Sänger auf seinem Ende August veröffentlichten Album „Handgepäck“ die exzessive Reduktion, spielte die Songs im Wesentlichen nur mit Stimme und Akustikgitarre ein, so inszenierte er seine Show nun umso breiterwängiger. Damit elektrisierte er die 5000 Besucher bereits, bevor er selbst überhaupt auf der Bühne stand.

Seine achtköpfige Begleitband zeigte sich bestens eingespielt, kam mit dem Eröffnungs-Reggae ebenso gut klar wie mit funky Nummern, rockigem Bombast oder Fußballstadium-Hip-Hop. Das zusammen mit den Fantastischen Vier aufgenommene „Zusammen“ hatte durch das Vorrunden-Aus der deutschen Nationalmannschaft zwar ein bisschen von seiner eigentlichen Bedeutung verloren, fackelte dafür im Konzert wirkungsvoller als ein Dutzend Bengalos. Unmittelbar zum Zündeln ermunterte Clueso das Publikum, bevor er sein Bruce-Springsteen-Cover „Es brennt wie Feuer“ anstimmte. Prompt tauchten Feuerzeuge und Handy-Displays das Areal in ein seltsam flackerndes Licht. Überhaupt folgten die Anwesenden brav ihrem Helden, der

zum Mitsingen, Armwedeln, Klatschen animierte. Obendrein boten sich mehrfach Frauen als potenzielle Mütter für Clueso-Kinder an, selbst kernige Kerle sangen verzückt jede Zeile mit und hielten sogar die Spannung, als der eben noch über die Bühne fegende Star des Abends den verhuschten Liedermacher gab.

Im Stile seines „Handgepäck“-Albums gönnte er sich zwischenrein auch eine Verbeugung vor den Puhdys. Deren Altit „Wenn ein Mensch“ verpasste Clueso live jedoch nach dem rein akustischen Start eine veritable Steigerung bis hin zum rauschenden Finale. Ähnlich lief es mit der sauber abgemischten Show, die nach zwei Stunden in einem präzise kalkulierten Überschlag aus Videosequenzen, Flackerlicht und Rumsbums auslief. Um den rigiden „Garde“-Zeitplan einzuhalten und um gegen den einsetzenden Regen anzukommen, hingen Clueso und Band „Chicago“ als Zugabe direkt ans reguläre Programm. Ins Platschen der Tropfen mischten sich Freudenkieser. Keine Frage, die Fans hatten bekommen, was sie wollten.